

# Der zürcherische Aesop

Autor(en): **Leemann-van Elck, P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **1 (1944)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-387477>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ludwig Meyer von Knonau gewann sich als Jünger Aesops ein sonniges Plätzchen am deutschen Parnassos zur Zeit, da Limmat-Athen die führende Stellung bezog, und in seiner Doppelnatur als Malerdilettant ist er ein Vorläufer seiner zürcherischen Mitbürger: Salomon Geßner, Martin Usteri und David Heß, ja, um den Bogen weit zu spannen, sogar Gottfried Kellers.

Dieser Meyer war kein alltäglicher Meyer. Er blickte auf eine lange Reihe verdienstvoller Ahnen zurück, deren Stammvater das Meieramt zu Knonau im hohen Dienste der Äbtissin von Schänis bekleidet hatte. Ein Vorfahre zeichnete sich um 1400 als Bürgermeister der Stadt Zürich aus. Junker Johannes Meyer von Knonau hatte gegen alle Tradition die bürgerliche Anna Reinhard geheiratet, die als Witwe immerhin würdig befunden wurde, von keinem Geringeren als dem Reformator Huldrych Zwingli heimgeführt zu werden. Dieser widmete dem Stiefsohn Gerold sein «Lehrbüchlein», ein pädagogisches Schulbuch. Erst 22jährig, erlitt Gerold an der Seite seines Meisters auf dem Schlachtfelde zu Kappel den Ehrentod: «Junker Gerold Meyer, syns Lybs ein starker Man, vil Stich und Streichen that er; samt andren fuhr er dran (dahin).»

Es war eine originelle Sippe, und ganz besonders zeichnete sich unser Hans Ludwig als wunderlicher Kauz aus, wie sie, gleich Salomon Landolt, auf alt-zürcherischem Boden gediehen. Die Junkerfamilie hatte durch Kauf die außerhalb Zürichs Hoheitsgebiet liegenden Gerichtsherrschaften Weiningen und Ötwill an sich gebracht, wo sie, als feudale Landherren, große Freiheit und Geltung genoß. Als eifriger Jäger und feinsinniger Beobachter der Natur schöpfte der dichterisch und künstlerisch Veranlagte aus diesem Born. Hier bot sich ihm die Gelegenheit, die Tiere des Waldes in ihren Eigentümlichkeiten zu belauschen und dann mit Feder und Stift naturwahr zu schildern.

Wie uns sein Enkel überliefert, war Hans Ludwig ein erklärter Feind jeder Schmeichelei und bot allen Anmaßungen Trotz, oft zu seinem Nachteil; denn, obgleich die besseren Köpfe

Zürichs ihn schätzten und achteten, verdarb er es nur zu oft mit den mittelmäßigen. Er war kein Nimrod oder roher Landjunker, denn er vereinigte in sich mancherlei Kenntnisse. Er malte Landschaften, Tiere und Karikaturen in Öl, zeichnete und radierte, war rationeller Landwirt, der in der Landschaft Zürich den Kartoffelbau einführte. Er las vieles, war aber nicht frei von Träumereien, die ihn bis zu einigen alchimistischen Versuchen und zu eigentümlichen religiösen Ansichten hinführten. Damit war eine gewisse Abneigung gegen die Geistlichkeit, besonders die gut ausgesteuerte, verbunden. Den geistlichen Kapitelskongreß nannte er «Konfreß». In das Pfrundenbuch eines dickbäuchigen Dekans schrieb er: «Ich glaube, es sei keine Fabel, was man da liest vom Beel zu Babel!» Viele Sonderheiten waren ihm eigentümlich; so bemalte er seine Zimmerwände voll lustiger Vogelbilder und mit satirischen Anspielungen. In einem großen Gemälde faßte er alle ihm bekannten Vögel in Lebensgröße, über 150 Arten, zusammen, unter Bäumen im Gezweige artig geschart vor einer Seelandschaft. Mit der Vogelwelt fand er sich überhaupt verbunden. Wenn er im Garten erschien, setzten sich die muntern Sängerknaben vertraulich auf Haupt und Schultern. Auch Meyers Lebensweise war die sonderbarste. Er haßte den Prunk und die Vornehmthei. Als bei den Familienwappen die Schildhalter üblich wurden, entwarf er sein eigenes, indem er, anstatt der beliebten Löwen oder Adler, einen Esel und eine Kuh beifügte und darunter das Spottwort schrieb: «Aquilis leonibusque asinum et vaccam praefero; ceterum hoc sui monumento sese aliosque venturos nobilitare voluit L. M.»

Eine Schwester Hans Ludwigs war die Gattin des Konstanzer Amtmanns zu Zürich, Grebel, bei dem der schwäbische Dichter Martin Wieland um 1754 als Hauslehrer eintrat, und von welcher er in seiner «Enthanasia» mit Hochachtung spricht. Wieland hielt sich oft auf Meyers Landgut auf und teilte seine Jagdfreuden. In seinen «Sympathien» verewigte er dessen älteste Tochter Elisabeth als «Cyane», die ihn zur Idylle begeisterte: «In welchen Gefilden irrest du jetzt, von der Morgenröte umgeben, o Cyane? Welcher Schatten, welche epheumrankte Laube bedeckt dich? Welche Blume zieht dein immer

L. M. v. R.

Neue

# Fabeln.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage;



mit LVIII. Kupferstücken.

---

Zürich, bey Orell und Comp. 1757.

*Titelblatt zu Meyers Fabeln, 3. Aufl., Zürich, 1757*



*Frontispiz zu Meyers Fabeln, 3. Aufl., Zürich, 1757*

heiteres Auge auf ihre sittsame Schönheit, als ob sie sich sehnte an deinem Busen aufzublühen? Oder hörst du still lauschend der wirbelnden Lerche zu, die ihre frohen Gefühle, gleich Hymnen dem Gott, der sie zur Freude empfindlich schuf, dem Tage entgegensingt? Wie zufrieden lächelt dein denkendes Antlitz, aus dem eine ungeschminkte Seele glänzt. Wie verschönert sich die Natur um dich her, da dein Geist die Gegenwart seines Schöpfers fühlt, die Gegenwart des unsichtbaren Genius der ganzen Welt, dessen Atem alle diese Kräfte der Natur bewegt und

namenlose, unzählbare Lieblichkeiten über alles Sichtbare ausbreitet.»

In dieser glücklichen Umgebung und unter dem Einfluß Prof. Bodmers sowie durch die Vertiefung in Hallers und Brockes poetische Schriften gelangte Meyer auf die natürlichste Weise zur Fabel- und Tierdichtung. Er bebilderte sie später in der Meinung, ein Zeichner sähe vielleicht in diesen Rissen mehr Kunst als ein Dichter im Text. Seine Tierbilder und Fabeln beruhen auf wirklich Erlebtem und Geschautem; sie sind zumeist sinnige Naturstudien, denen anspruch-

lose Leser auch heute noch manchen Reiz abzugewinnen vermögen. Es duftet, um mit Grimm zu reden, darin gleichsam ein Waldgeruch. Mit Vorliebe befaßte sich Meyer mit Darstellungen aus der Vogelwelt, wo er die feinste Individualisierung walten läßt. Die Fabel vom «Fuchs und dem Käfer» mag hier Platz finden:

«Es kroch ein Käfer auf dem Lande  
An eines schnellen Flusses Strande,  
Und seiner ward ein Fuchs gewahr,  
Der in derselben Gegend war.  
Er that dem Käfer den Verdruß  
Und stieß ihn gählings in den Fluß.  
Doch kam er wieder frisch empör  
Und kroch dem Strand nach, wie zuvor.  
Gleich aber kam der Böse wieder  
Und drückt ihn auf den Boden nieder,  
Er sprach: Halt inn, du mußt nicht gehn,  
Für diesmal mußt du stille stehn.  
Der Käfer sucht durch einen Flug  
Dem Schalk für immer zu entrinnen.  
Doch fruchtlos wurde sein Beginnen,  
Weil er ihn wieder abwärts schlug. –

Der Käfer hielt sich still und sprach:  
Das ist Gewalt, was soll ich glauben?  
Du wollst mir meine Freiheit rauben?  
Nimm sie, gereicht dir's nicht zur Schmach.  
Ich frage nicht soviel darnach;  
Mein bleibt inzwischen doch der Willen.  
Wahr ist es, du bist meiner mächtig;  
Doch ist der Nachruhm auch nicht prächtig,  
Wenn's bei den großen Tieren heißt,  
Der Fuchs kann einen Käfer zwingen,  
Der weder schlägt, noch stößt, noch beißt.  
Dies wird dir wenig Ehre bringen!

Jetzt heißest du des Käfers Sieger.  
Geh, wage dich an einen Tiger,  
Und laß mich, hast du den zerrissen,  
Die That durch einen Boten wissen.  
Dann wird man, Fuchs, von dir vermelden,  
Du stehest in der Zahl der Helden.»

Meyers Fabeln fallen zeitlich zwischen diejenigen von Hagedorn und Gellert, stehen aber durchaus selbständig da. Immerhin sind fünf derselben den französischen des Beat Ludwig von Muralt nachgedichtet, trotzdem Meyer einmal meint, «ihn ekle vor der französischen Poesie, wisse zwar nicht recht warum; die Franzosen würden ihm aber wohl antworten, weil er von Geburt ein Schweizer und den Kühen näher als den beaux esprits stände». Sein höchster Grundsatz verlangte, daß der «Fabelsänger», wie er sich nannte, die wahre Natur der Tiere nicht antaste. Eine Tierdichtung müsse wahrhaft sein und dürfe so wenig lügen als eine Predigt.

Prof. Bodmer mußte sich alle Mühe geben, den Strauß von Fabeln zur Veröffentlichung zu erhalten. Er schrieb dazu, anonym, eine kritische Vorrede, über die Ewald von Kleist gegenüber Gleim bemerkt: «Was für ein Schöps oder

Schelm sie wohl verfaßt habe.» Bodmer und sein Kreis fühlten sich beglückt, auch mit einem Fabeldichter aufwarten zu können. Seine damaligen Schützlinge Klopstock und Wieland klatschten, so lange sie Zürcher Luft atmeten, Beifall. Den norddeutschen Literaturkritikern gefiel «vieles in diesen Fabeln»; sie meinten aber, daß es ihnen, «wenn sie sie nach La Mottens, Hagedorns und Gellerts Fabeln lesen, nicht anders sei, als wenn sie aus dem hellen Licht der Sonne in den blassen Schein des Mondes versetzt würden». Auch der scharfsinnige Lessing lehnte sie eher ab. Bodmer bemerkte dazu verärgert: «Wenn wir keinen andern Grund hätten, den Geschmack der Deutschen in Verdacht zu fassen, so wäre ihr Verhalten über unseres Meyers Fabeln Ursache genug!» Immerhin schenkte ihnen später Herder noch seine Aufmerksamkeit, indem einige von dessen besten Gedichten auf den zürcherischen Fabelsänger zurückgehen. Nach J. C. Mörikofer war Meyer nicht ohne Einfluß auf den Dichter A. E. Fröhlich. Prof. Bächtold rühmt dessen Sprache, Vers und Reim als kräftig und betont den eigentümlichen Reiz des den Fabeln eigenen lyrischen Elementes. Die Naturbeschreibung geht nach der Sitte der Zeit manchmal etwas in die Breite.

Die erste Ausgabe erschien in Zürich um 1744 bei Conrad Orell & Co. unter dem Titel: «Ein halbes Hundert neuer Fabeln, durch L. M. v. K.» Zehn Jahre später folgte die «Zweyte, mit einem Anhang von Gedichten und Fabeln vermehrte Auflage», mit beigefügter Vorrede des Verfassers. Um 1757 kam die «Dritte vermehrte und verbesserte Auflage», mit einer durch Bodmer erweiterten kritischen Vorrede, unter dem Titel: «Neue Fabeln, mit LVIII Kupferstücken», heraus. Diese erschien nunmehr in einem Großoktavband mit beigefügten 60 Radierungen, nach Zeichnungen Meyers von seinem Schwiegersohne, dem Maler Daniel Düringer, gestochen. Weitere Auflagen folgten 1767, 1771 und 1773, was mehr als alle Worte bezeugt, daß die dem Zeitgeschmack entsprechenden, artigen Fabeln damals bei der Leserschaft vollen Beifall fanden.

Die in Sammler- und Bibliophilenkreisen besonders geschätzte Ausgabe ist die reizend ausgestattete, illustrierte von 1757, die heute mit Fr. 200.– bis 300.– bezahlt wird. Die übrigen Auflagen gelten hingegen weniger, etwa Fr. 20.– bis 30.–, obwohl sie ziemlich selten vorkommen.



*Abbildung zu Meyers Fabel «Die Vögel und die verhafteten Eulen»*

### *E. St. | Ungewöhnliche Widmungen*

Mit der Einladung an unsere Mitglieder, meinem Beispiele zu folgen, gebe ich hier zwei Verfasser-Zueignungen aus meiner Bibliothek zum besten, deren merkwürdiger Inhalt ihre Veröffentlichung rechtfertigen mag.

Die erste befindet sich in der – Brieger unbe-

kannt gebliebenen – Erstausgabe einer Schrift Johann Friedrich Straußens, des Verfassers jenes unseligen «Lebens Jesu, kritisch bearbeitet» (Tübingen, 1835/36), der durch seine Berufung an die Zürcher Hochschule die Veranlassung zum «Züriputsch» wurde. Dies ist der Titel des Buches: